100, die beiden andern zusammen 100. Die Summen, welche die Vertheidigung in dem drei Monate dauernden Prozeß verschlang, wurden unter den Gesinnungsgenossen der Angeklagten aufgebracht oder von solchen kleinen Geschäftsleuten erpreßt, deren Kundschaft sich hauptsächlich in Arbeiterkreisen rekrutirt. Die Kosten des jetzt schwebenden Appells betragen, beiläufig bemerkt, an 16,000 Dollars, für welche Summe in den ganzen Vereinigten Staaten gesammelt wird.

Den großen Anstrengungen der Vertheidigung zum Trotz erfolgte ein einstimmiges Schuldig, nachdem die Geschworenen ganz kurze Zeit über das Verdikt berathen hatten. Vor der auf den 7. Oktober anberaumten Urtheilsfällung fragte der Richter, wie dies hier üblich, jeden der Angeklagten, ob er etwas dagegen zu sagen habe, daß man ihn verurtheilen wolle. Fast alle Angeklagten hatten sich für diesen Augenblick wohl vorbereitet, und die Reden, welche sie hielten, nahmen zwei volle Tage in Anspruch. August Spies las sein sorgfältig ausgearbeitetes, mit seinen Anwälten berathenes Konzept ab, was einige Stunden dauerte. Die Rede verfehlte ihren Eindruck ganz und gar. Ueberall fühlte man den eitlen Komödianten heraus, der vor Allem darauf bedacht war, Effekt zu machen und dabei den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Literarisch betrachtet, ist das Ding selbstverständlich eine dilettantische Stümperei, der man es deutlich anfühlt, daß ihr Verfasser sich redlich Mühe gegeben, die Lücken seiner ursprünglichen Bildung durch das Lesen nihilistischer und dergleichen Schriften zu erweitern; die feigen Ausflüchte des mörderischen Gecken erhöhten den Ekel, den man im Allgemeinen gegen ihn fühlte. Obwohl persönlich durchaus nicht kriegerisch, haben die Amerikaner großen Respekt vor dem persönlichen Muthe, und das Gegentheil davon tödtet in einem Prozesse wie dieser alle Sympathie von vornherein.

Mit den „Ansichten“, die Herr Spies vor dem Richter ausgesprochen, will ich den Leser selbstverständlich nicht behelligen. Dieselben hätten nur dann Interesse, wenn sie ein aufrichtiges Programm des Anarchismus wären. Das sind sie aber nicht. Er giebt sich als Sozialist, als edler, von der herrschenden Kaste verbannter und verfolgter Menschenfreund, ganz Sokrates, Huß, Galilei. Mord hat er nie gepredigt, er hat nur „vorausgesagt“, daß es dazu kommen würde. „Der Anarchismus bedeutet kein Blutvergießen, nicht Raub, Gift, Dolch 2c.“ Da ist Freund Most schon ehrlicher, als sein Duzbruder und „lieber Spies“. In einer kleinen rothen Broschüre, „Die freie Gesellschaft“*) betitelt, sagt er von der Mission des Anarchisten (S. 63): „Sie ist der Krieg mit allen Mitteln gegen Staat und Gesellschaft.“ Derselbe konsequente Anarchist weiß nichts von „Humanitäts-Phrasen“; er „vermeidet sie daher und reizt ohne Unterlaß die Arbeiter zur Empörung auf“. Auf Seite 64 desselben rothen Büchleins geht es in dieser erfrischenden Weise weiter: „Die Anarchisten erstreben den völligen Umsturz alles Bestehenden durch rücksichtslose Anwendung der Gewalt.“ Am besten wäre es (S. 65), „wenn man im Stande sein würde, gleich die ganze reaktionäre Brut mit Kind und Kegel, wie giftiges Unkraut, auszumerzen; allein vorläufig sind auch vereinzelte Hinrichtungen nicht ohne Nutzen.“ Damit aber ja nicht etwa zu wenig „Eigenthumsbestien“ geschlachtet werden, so meint Herr Most S. 66: „Jeden Tag, jede Stunde müßten etliche Menschenfeinde in das Nichts befördert werden.“ An den Schuften, die auf diese Weise umkommen, liegt selbstverständlich nichts, denn „was von der Kapitalisten-Brut nicht über die Klinge springt, bleibt ein Stachel im neuen Gesellschaftskörper“ des Herrn Most (S. 70). Uebrigens wird selbst ein butterweiches Gemüth an solchen technischen Details, wie die Hinrichtung aller Besitzenden wäre, keinerlei Anstoß nehmen können, da thatsächlich nur fünf Prozent der jetzigen Menschheit draufgehen soll. Sagt doch Most S. 71: „Kaum der zwanzigste Theil der Bewohner irgend eines Kultur- (?) Landes braucht dem Schindanger einverleibt zu werden; denn mehr wirkliche Eigenthumskanaillen (deren Helfershelfer eingerechnet) existiren glücklicherweise nirgends.“ Herr Most beruhigt uns aber noch mehr über seine Intentionen. „Möge man sie übrigens (die Kanaillen), um kein übel angebrachtes Mitleid zu erwecken, möglichst human wissenschaftlich, etwa vermittelst Elektrizität, abthun! Wir empfehlen keine Grausamkeiten, sondern nur Nothwendiges!“

Die Geschworenen hatten alle diese Kraftsprüchlein in englischer Uebersetzung gehört und sie hatten zwischen den Artikelchen und Reden des Herrn Spies und dem blutigen Blödsinn seines Meisters Most dieselbe innige Verwandtschaft gefunden, wie sie z. B. zwischen einer Farbenskizze von Rubens und einer von Jakob Jordaens besteht. Das „Programm“ von Johann Most, das er (S. 72) so kurz formulirt, daß man es bequem auf eine rothe Fahne schreiben kann, lautet einfach: „1) Hinrichtung der Reaktionäre; 2) Konfiskation des Kapitals“. Wie die letztere gemeint ist, beweisen die Worte auf Seite 73, wo der nöthige Lebensbedarf der durch die Mostsche Revolution befreiten Volksmassen zunächst „vermittelst der konfiszirten Waarenvorräthe und des Inhalts der beschlagnahmten Banken“ zu beschaffen ist.

Im Angesichte solcher „Programme“ gelang es Herrn Spies nicht, dadurch Effekt zu machen, daß er Goethe und Aristoteles citirte und dem Richter erklärte, er beginne seine Vertheidigung mit den Worten, „mit denen vor 500 Jahren Venedigs Doge Marino Falieri vor seine Henker trat: Meine Vertheidigung ist Eure Anklage!“ Die Geschworenen fühlten aus allen diesen Geschichten den Gecken und den Lügner heraus. Wer auf einem Pulte schreibt, in dem sich Bomben, Revolver und Raketen voll Dynamit und Zündkapseln befinden, der muß nicht sagen: „wir wünschten kein Blutvergießen, denn wir sind keine Bestien. Wir wären keine Sozialisten, wenn wir Bestien wären. Unser Menschlichkeitsgefühl trieb uns in diese Bewegung zur Emanzipation der Unterdrückten und Nothleidenden.“

Die „Rede“ des Michael Schwab war viel kürzer. Sie machte einen besseren Eindruck als die des Spies, in dem Sinne etwa, wie ein von einem Omnibus überfahrener Köter mehr Mitleid erweckt, als ein im Fangeisen steckender Fuchs. Dieser amerikanische Gesellschaftsretter kann nicht englisch; die deutschen Sätze, die er von einem Blatte ablas, mußten dem Gerichte verdolmetscht werden. Auch er war für Gewalt nur als Vertheidigungsmittel. „Ich habe Herrn Mosts Buch nie gelesen, aus dem einfachen Grunde, weil ich dazu nicht die nöthige Muße hatte.“ O du liebe Unschuld!

's ist doch merkwürdig, wie riesig ungern sich die Leute hängen lassen. Da lob' ich mir die guten, alten Zeiten, wo man sich unter allen Umständen für die „gnädige Strafe“ zu bedanken hatte.

[Ein elfter Artikel folgt.]

*) Die freie Gesellschaft. Eine Abhandlung über Prinzipien und Taktik der kommunistischen Anarchisten. Von Johann Most. Im Selbstverlage des Verfassers, Newyork 1884.

Fanny Lewalds neuer Roman.

Besprochen von [Nachdruck verboten.]

Otto Neumann-Hofer.

Auf sechsundsiebzig an Erfolgen reiche Jahre blickt Fanny Lewald zurück, die schaffensfreudige Greisin, deren Silberhaar jener zarte Duft von hoher Ehrwürdigkeit und heiterer Milde umwallt, der der schönste Schmuck des glücklichen Alters ist. Ueber den größten Theil unseres Jahrhunderts erstreckt sich ihr Leben, seine Wandlungen hat sie miterlebt, mitgefühlt und mitgedacht, ihre scharfen Augen sahen viele Gestaltungen des neuen Lebens entstehen und manche von ihnen vergehen, ihr kluger Kopf verarbeitete sie zu klaren Begriffen und ihre fleißige Feder bannte sie in die Formen, welche ihre Anschauung ihnen verlieh. Ostpreußin von Geburt, hat sie ihre provinzielle Eigenart insoweit bewahrt, als sie dem literarischen Charakterkopf das scharfe Gepräge der kühlen Verständigkeit verleiht; vielfach auf Reisen im Auslande gebildet, hat sie ihrer Schilderung der deutschen Gesellschaft einen großen europäischen Zug beigemischt. Was sie erlebt und gesehen, hat sie bereitwillig ihrem geistigen Sein eingefügt, um es zur Vollendung zu bringen, und nun, am Abend ihres Lebens angelangt, zieht sie die Summe ihrer Erfahrungen, Eindrücke und Gedanken, schreibt sie in ruhiger Klarheit nieder und legt sie der Mitwelt vor unter dem Titel: „Die Familie Darner“, Roman in drei Bänden.

Dieser Roman ist ein Produkt vollendeter Lebensreife. Aus jeder Epoche der schriftstellerischen Thätigkeit Fanny Lewalds sind Züge erkennbar, welche bleibend geworden und zu einem abgeschlossenen Geistesbilde vereinigt sind. Der Boden, auf welchem der Roman sich abspielt, ist der heimathliche der Dichterin, es ist Königsberg, ihre Geburtsstadt. Aber wir werden an die Verfasserin des „Italienischen Bilderbuchs“ und des „Reisetagebuchs aus England und Schottland“ erinnert, wenn wir sehen, wie die Geschicke der Personen in ferne Länder hinüberspielen. Die Zeit ist ihr lieb und vertraut, es ist dieselbe, in welcher ihr erfolgreichster Roman spielt, „Prinz Louis Ferdinand“, der, obwohl fast vierzig Jahre alt, heute noch viel und gern gelesen wird. Wie diese Schöpfung im Stoffe ein glücklicher Griff war, so auch die neueste. Sie will die Aufgabe lösen, Ostpreußens Kulturverhältnisse in den Jahren 1803 bis 1813 zur Anschauung zu bringen, in jenem großen Jahre nach dem Brande Moskaus gipfelnd, in welchem von diesem entlegenen, felsenstarken Horte des Deutschthums unseres Vaterlandes politische Wiedergeburt ausging, wie ein Menschenalter vorher durch Kant die philosophische, ein halbes Jahrhundert vorher durch Herder die literarische von derselben Stätte ausgegangen war. Die großen Weltbegebenheiten von der Kaiserkrönung Napoleons bis zur Leipziger Völkerschlacht spielen unausgesetzt in die Privatgeschicke der Darnerschen Familie hinein; sie bilden den mächtigen, tief dunkeln Hintergrund, aus welchem die handelnden Menschen des Romans hervortreten. Aber wie im „Prinzen Louis Ferdinand“, so reicht auch in der „Familie Darner“ die Kraft der Frau nicht ganz an die gewaltige Größe der Aufgabe heran, welcher ein Tolstoi (in „Krieg und Frieden“) sich kaum gewachsen gezeigt hat. Wird das Historische und Heroische des preußischen Königsenkels in dem älteren Roman in einer wirbelnden Fluth von Liebesgeschichten und Intriguen erträukt, so erstickt fast in dem neuen die große ostpreußische Volkserhebung in dem satten Spießbürgerthum der Königsberger Kaufmannsfamilie. Die Kolossalgestalt Napoleons, welche dem Geringsten der Zeit ihren Stempel aufprägte, erscheint nur in dürftigen Umrissen; ihr verkleinertes Abbild in Lorenz Darner, dem willensstarken Chef des Handelshauses, verengert den Horizont und täuscht über die Größenverhältnisse der zeitbestimmenden Faktoren. Die Frau in der Dichterin erblickt die politischen Vor-

gänge unter dem Gesichtswinkel der sorgenden Familienm
welche deren Bedeutung bemißt nach ihrem Einfluß auf die
lobungen, Hochzeiten und Kindtaufen des Hauses. Ein Se
weiter, und die Schlacht von Jena, der Brand von Moskau,
Konvention von Tauroggen erscheinen als auswärtige Unter
mungen des Handelshauses Lorenz Darner, welche die ganze üb
Welt nichts angehen.

Das historische Kolorit bleibt also ein blasses, vom histori
Pathos wird abgesehen. Wir wollen es der Frau nicht verü
wenn sie so wesentlich männlicher Eigenschaften ermangelt. D
beweist sie in Stil und Seelenschilderung eine männliche Beson
heit und Selbstbeschränkung, welche ihren jüngeren Schwester
Apoll so gänzlich abgeht. Zwar ist sie in der „Familie Dar
zuweilen von einer gewissen Weitschweifigkeit; auch die
nutiöse Ausmalung der Augenblicksregungen setzt stellenweise
Geduld auf eine harte Probe. Wir hören nicht nur, was
Menschen einander fragen und antworten, sondern wir erfa
auch, wie die Fragen und Antworten sich in der Werkstatt
Seele gebildet. Vorgänge von weniger Minutendauer bedecke
der umständlichen Schilderung ganze Seiten. Aber in der psy
logischen Begründung herrscht überall die ruhige, kühle Kla
des Mannes. Wir hören dieselbe Fanny Lewald, welche
vor vierzig Jahren die Uebertreibungen der Frauenzimmer-Phan
in ihrer „Diogena“ geißelte, dieser schneidigen Satire, w
die Gräfin Ida Hahn-Hahn tiefer verletzte, als alle Kritik,
den literarischen Lebensnerv dieser emanzipationssüchtigen P
tastin durchschnitt. Selbst in der liberalisirenden Tendenz
Romans, die in der Zeichnung der politischen und sozialen
stände zu Worte kommt, ist eine Mäßigung bewahrt, die u
Umständen erkältend wirkt und den Personen, die mit so liebev
Sorgfalt ausgemalt werden, einen Theil der Sympathie entrei

Glücklich, wie immer, in der Wahl ihrer Helden, hat Fa
Lewald in Lorenz Darner, der Hauptfigur ihres Romans,
Gestalt zu schaffen vermocht, welche zugleich ein menschliches
ein soziales Problem darstellt. Lorenz Darner ist der Sohn
hörigen Leuten auf einem mecklenburgischen Gute, geboren in ei
Lande, wo der Druck der Leibeigenschaft mit unerhörter Härte auf
Volke lag. In der Raserei der Eifersucht erschlägt er den geistig
körperlich entarteten Sohn seines Gutsherrn, den gnädigen Jun
der seiner Geliebten, einem gleichfalls hörigen Mädchen, nachstellt.
flüchtet sich mit seiner Braut unter dem Schutze der Nacht an
Meeresstrand, findet einen holländischen Schiffskapitän, der
seines Elends erbarmt, und beginnt nun ein ruhloses, von härte
Arbeit belastetes Seemannsdasein auf allen Meeren der E
Die Natur hat ihn mit reichen Gaben ausgestattet: ein herkulis
Körper läßt ihn Berge von Lasten ertragen; ein schneller V
stand befähigt ihn, von überallher Bildungskeime in sich au
nehmen und zur Reife zu bringen; vor Allem aber ein machtvo
Wille bestimmt ihn dazu, auf andere Menschen mit der Gew
eines Schicksals einzuwirken und sich sein Leben zu schmieden n
eigener Wahl. So wird Lorenz Darner ein vielgesuchter Su
kargo für holländische Handelshäuser, dann kaufmännischer Th
haber an Firmen von weltumspannenden Verbindungen, und e
lich Begründer des größten Handlungshauses in der alten Kön
stadt am Pregel.

Hier wirkt er wie ein Sauerteig in der trägen Masse
kaufmännischen Patriziats. Er entfaltet seltene Rührigkeit, ei
weiten Blick, er eröffnet Verbindungen, knüpft Beziehungen
überseeischen Handelshäusern an, giebt dem Verkehr des Köni
berger Platzes einen Impuls, vor welchem den alteingesesse
Kaufmannsfirmen schwindelt. Er verfolgt ein doppeltes Ziel,
persönliches und ein kulturelles; er verfolgt es durch die V
sammlung einer großen Geldmacht in seiner Hand. Nicht um
Geld als solches ist es ihm zu thun, aber er hat als oberst
weltbeherrschendes Prinzip den Satz gefunden: Geld ist Ma
Als Individuum kennt er nur Ein Erstrebenswerthes: Macht,
Herrschaft giebt; Macht und Herrschaft sind die eigentlic
großen Eigenschaften des Wesens, das über uns unsichtbar
unbegriffen waltet. So viel Macht und Herrschaft zu erring
als ihm möglich ist, wird die Aufgabe des in sich zum Bewußts
gekommenen Menschen. Das ist sein persönliches Glaubensbeken
niß; und um es in die Wirklichkeit zu übersetzen, bedarf er
Geldes. In Napoleon erblickt er die höchste Verkörperung
Machtvollkommenheit; aber es irritirt ihn nicht, daß Napole
nicht durch die Macht des Geldes, sondern durch die der Waf
die höchste Staffel des menschlichen Kraftbewußtseins erklomm
Er hält ihn für den Spätgeborenen einer im Schwinden
griffenen Zeit. Und nun kommt das kulturelle Ziel, das er
Auge hat: „Die Menschheit will beherrscht sein. Die Kr
eines Einzelnen hat aber noch niemals dazu ausgerei
sie zu einigen und unter eine Macht, ein Gesetz
binden. Kein Herrscher hat bisher die äußere Herrschaft über
Welt erreicht, nach welcher er getrachtet.“ Aber die planmäß
Verbindung von einzelnen Mächtigen kann das Ziel erreichen, u
diese Mächtigen sind die großen Handelshäuser. „Die Zeit w
kommen, in welcher die vereinten Geldmächte durch Gewährun
und Versagung der Kredite und der Anleihen der Kampfgier
Völker wie der Eroberungssucht der Herrscher die Grenze v
zeichnen werden, innerhalb deren sich ihre Willkür zu bewegen ha
Im Westen sieht Darner das Ziel schon fast erreicht. „Sie fi

Todeskandidat, der mit seinen beiden Schützlingen heimreiste, um ihnen dort die Gesundheit wieder zu schaffen.

Der Todeskandidat! — Der Name paßte durchaus nicht mehr! Der Bekanntenkreis war freudigst verwundert. Zu seinem wachsenden Schreck gewahrte das Märchen — immer noch das Diminutiv! — daß er mit dem Erstarken seines Körpers seine Lebensrolle eigentlich ausgespielt. Er hätte elendiglich weiter dahinsiechen oder eines Tages sich für immer empfehlen sollen — denn wäre er wenigstens seinem Beruf treu geblieben! Sie begannen ihn weniger zu beachten, man glaubte ihm, bildlich gemeint, ganz burschikos, wie einen Gesunden, auf die Schulter klopfen zu dürfen.

Holla! Das darf nicht sein! Entweder bin ich ein Kranker oder ich bin überhaupt nichts! Es muß dafür gesorgt werden, daß mein Nimbus als Todeskandidat nicht völlig verblaßt!

Da kramte er also alle die hübschen Zaubermittelchen und wirksamen Leidensmienen wieder hervor, um seine Umgebung von Neuem zappeln zu lassen. Nun, er war doch auch noch lange kein Schlächtergesell von Gesundheit und es kamen allerlei gelegentliche kleine Rückfälle, auch über die fingirten hinaus, die ihm den Nimbus bewahrten.

Die Fabrik war zurückgegangen, Papa arbeitete mit allen Kräften, um das Verlorene einzubringen. Herr Stärker jun. hatte sich in einer Großmuth, die ihn vor sich selber hob, in das Komtoir eingestellt, wo er sich bestrebte eine bescheidene Nebenrolle außer der großen Hauptrolle auszufüllen, so gut seine lückenhaften Kenntnisse das gestatteten. „Aber die dumpfe Komtoirluft! Die gebückte Haltung am Schreibpult!“ zeterte Frau Stärker.

Plötzlich, eines Tages fühlte er sich verlobt. Er wußte selbst nicht, wie es gekommen. Ein Komplot des Arztes mit Mama! Jener hatte oft genug scherzweise geäußert, daß Märchen sich verheirathen müsse — ein fröhliches Weib, ein trautes Heim, von Kindern belebt — das ist's was ihn von allen krankhaften Grübeleien heilen und völlig gesund machen wird!

Der Bund war von beiden Familien listig und geschickt genug zusammengeknüpft worden. Die Verhältnisse, die Interessen paßten zusammen — die Herzen werden sich schon zu einander finden!

Sie war ein frisches blühendes Wesen, sie würde Märchen eine kluge, freundliche Gefährtin werden. Nur eines hatte Frau Stärker an ihrer Schwiegertochter auszusetzen: sie achtete nicht ihres Sohnes ehemalige Rolle als Todeskandidat; sie meinte die Spuren seiner körperlichen Zimperlichkeit, so wenig er deren während seiner Brautzeit hervorkehrte, durch Lachen und Scherzen wegzaubern zu können. Vor Allem schien es ihr schwer zu werden, bei dem Götzendienst, den die Anderen mit seiner jetzt gewiß nur noch vermeintlichen Kränklichkeit trieben, ernst zu bleiben.

Ein paar Mal spielte die Schwiegermama die Beleidigte, eines Tages kam es zu einer heftigen Szene: „Du wirst unsern Max auf diese Weise wohl bald auf den Kirchhof bringen . . .“ platzte es der Aufgeregten heraus.

Blitzesworte hin und her und reichlicher Thränenguß. Schließlich ging die Verlobung auseinander.

Da erst erfuhr er zu seinem Schmerz, daß er seine Braut während der kurzen Verlobungszeit innig lieben gelernt. Er fühlte das heiße Brennen der klaffenden Wunde hier innen. Und eine ungeheure Wuth ergriff ihn gegen die lächerliche Rolle, die ihn das Schicksal als Todeskandidaten hatte spielen lassen.

Fort damit! Sein Herz war erwacht. Die Sonne des kurzen Glückes hatte es aufgeweckt! Bisher hatte es unter dem Kultus, den er und die Andern mit seinem bischen Körper getrieben, elend dahingekümmert.

Und mit den offenen, alarmirten Sinnen stürzte er sich hinein in die Lebensfluth. Es war wie eine Herausforderung an ihn, den Tod, der ihn so lange, bis über die Glücksschwelle hinüber, zum Besten gehalten. Wohlan, so mag er sich einstellen und seinen Kandidaten abholen.

Endlich schien der Herausgeforderte Folge zu leisten. Herr Stärker jun. sah sich eines Tages in Folge eines Wirthshausstreites zu einer Mensur gedrängt. Der Gegner bestand auf scharfen Bedingungen. „Acceptirt! Gern acceptirt!“ rief Jener.

Es war der Ausbruch eines seltsam dämonischen Jubels, daß ihm nun endlich die Pseudo-Rolle des Todeskandidaten in eine wirkliche Rolle zu verwandeln gegönnt wäre. Er hatte mit dem Tod Versteckens genug gespielt — nun stand er ihm endlich Aug' in Auge gegenüber.

„Eins, zwei, drei!“ Die Kugeln der Gegner strichen knackend durch das Föhrengezweig. Der Tod wollte seiner noch nicht, aber er wußte, daß er mit Herrn Stärker jun. fürder keinen Altweiberspaß zu treiben hätte.

Pariser Arabesken.

Von **Arsène Arrüss.**

Themata in Dur und Moll.

Es giebt Freundschaften, deren man überdrüssig wird, ehe
Einen ermüden.

* * *

Wenn eine Frau nicht ein wenig löge — könnte man sie so se
lieben?

* * *

Man kann die Geliebte seines ersten Mannes sein, — aber nur
Frau seines zweiten.

* * *

Gott behüte Dich vor einer Frau, die klug genug ist, sich für dum
halten zu lassen.

* * *

Die gekränkte Eitelkeit erzeugt mehr Feindschaften, als die
leidigte Würde.

* * *

Die meisten Ehemänner sterben, ohne ihre Frauen ergründet
haben, wie die Soldaten auf dem Schlachtfelde fallen, ohne ein W
von Politik zu verstehen.

* * *

Nichts entfernt den Liebenden mehr von der Geliebten als
Dankbarkeit.

* * *

Die Liebe, selbst die reinste, ist wie die Industrie. Wenn sie nich
gewinnt — verliert sie.

* * *

Es giebt Dienste, die eine Freundin der andern gern erwei
z. B. ihr mitzutheilen, daß ihr Mann sie betrügt und daß sie anfän
grau zu werden.

* * *

Man kann die Gleichgiltigkeit verbergen — aber niemals
Zärtlichkeit.

* * *